

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 1

Rubrik: Orwell im Widerspruch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«1984» in Sicht

Das ominöse Jahr ist da, Orwells 1984 – für Zeitschriften und andere Medien fast schon ein Zwang, das Thema aufzugreifen, wiewohl vermutlich kaum noch einer meinen mag, der Roman vom Grossen Bruder, von der totalen Manipulation und von der armseligen «Neusprache», den Orwell geschrieben hat, sei als ernsthafte Prognose zu verstehen und demgemäss eben daraufhin zu überprüfen, inwiefern seine Voraussagen zutreffen und inwiefern nicht. Wir haben dergleichen jedenfalls nicht im Sinn. Was hier vorgelegt wird, ist Neuansatz so gut wie Bilanz. Verwirrend ist nur, dass der Computer und die Fortschritte der Telekommunikation manches möglich gemacht haben, was vor Jahrzehnten noch wie ein Märchen oder wie ein Alptraum erscheinen mochte. Immer schon hat der Schriftsteller die Freiheit genutzt, phantastische Möglichkeiten als selbstverständliche Wirklichkeit darzustellen, so wie das auch Hans Boesch in seinem Prosastück «Zuversicht» tut. François Bondy stellt sich die Frage nach dem Autor Orwell: Wer war dieser Mann, was vertrat er, was hat er bewirkt? Von ganz anderer Seite her kommt Walter Schlaepfer. Seine Frage lautet: Hat unser Bildungswesen seit den fünfziger Jahren eine Wende genommen, die sich in genau der Weise auswirken könnte, die Orwell vielleicht doch auch im Auge hatte? Kein strenger Zyklus zum Thema «1984» ist hier angestrebt, eher ein interdisziplinäres, ein offenes Gespräch, das Ironie und Übertreibung ebenso zulässt wie die Sorge und die Kritik.

A. K.

François Bondy

Orwell im Widerspruch

Der missbrauchte Satiriker

George Orwell ist vor einem Dritteljahrhundert gestorben. Er wäre heute mit 81 Jahren jünger als Nathalie Sarraute, als Jorge Luis Borges, unser Zeitgenosse also, und hätte zu den neuen Schlagworten «Orwell» und «1984» Sarkastisches zu sagen. Wir dürfen es nicht an seiner Stelle tun, aber immerhin daran erinnern, dass ihm Beweglichkeit, Überdenken neuer Perspektiven selbstverständlich war.

Provozierend hat Orwell einmal in Adolf Hitler Jesuszüge gesehen, den Wortführer Erniedrigter und Beleidigter, und in der englischen Klassengesellschaft nichts, was eine Verteidigung rechtfertigte. Dennoch gelangte er dann zu klarster Einsicht in das Wesen des Faschismus und zu unbedingter Anerkennung einer unvollkommenen, verteidigungswerten Demokratie. Wir sollten Orwell nicht immer als den Warner mit anklagendem Zeigefinger sehen, der in der Fabel («*Farm der Tiere*») und im Roman («1984») in die Zukunft projizierte, was er bis auf einige vorweggenommene technische Entwicklungen beobachtet hatte.

Nichts lag Orwell ferner als das Pathos des Intellektuellen, der dem künftigen, nicht mehr «entfremdeten» Menschen kämpferisch den Weg bereitet und ihn schon durch seine Haltung, seine Werke vorwegnimmt. Orwell war beides: ein politischer Mensch – der Kritiker des Begriffes «Engagement» kämpfte für die spanische Republik – und ein privater Mensch, der im Testament das Schreiben einer Biographie verbat und vor der Politisierung aller Lebensbereiche warnte. Von der Macht der Ideologien war er ebenso fasziniert wie abgestossen. Den Intellektuellen der Linken, zu denen er sich jedoch zählte, warf er zweierlei vor: Einmal das Festhalten an veralteten Überzeugungen:

«Die Linke hat vom Liberalismus gewisse fragwürdige Überzeugungen geerbt wie jene, dass die Wahrheit siegen müsse, dass die Verfolgung sich selber zerstöre, dass der Mensch von Natur aus gut sei und nur durch die Gesellschaft und die Umwelt verdorben werde.»

Für die andere Gefahr hielt Orwell den Extremismus der Praxisfernen, denen die Vorstellung davon fehle, was einmal die Tat von ihren Gedan-

ken sein könne. Er warnte vor einer Kritik am Bestehenden, die sogleich in Orthodoxie umschlug und in Unduldsamkeit gegen jede Kritik, ja, jede Distanzierung. Wenn Linke sich als selbstlose Apostel der Gerechtigkeit fühlten, so forderte Orwell, dass sie ihr eigenes Machtstreben nicht von der Analyse ausschlossen, sondern mitbedächten. Während fünf Jahren Dienst als Militärpolizist in Burma hatte Orwell eine Kolonialherrschaft erlebt, die sich als Trägerin von etwas Höherem sah, und er übertrug seine Kritik auf jegliche Selbstgerechtigkeit.

Werk und Botschaft

Auch wenn der Intellektuelle, so sah es Orwell, ein bedeutender Forscher, ein schöpferischer Künstler war, so legitimiere seine Leistung noch längst nicht seine Meinungen. Das auf einem Gebiet mit Recht errungene Prestige lasse sich nicht auf andere Bereiche übertragen. Umgekehrt entwerfe fragwürdige, sogar verabscheuungswerte Tendenz nicht ein Werk – man darf an Hamsun, Celine, Pound denken –, das mehr und anderes enthält. So können weder beklagenswerte Meinungen ein Werk wertlos machen noch genügt umgekehrt die Grösse eines Werkes und das Bekenntnis zu Freiheit und Brüderlichkeit des Autors, um seine Meinungen zu beglaubigen. Daher schlug Orwell vor, soweit irgend möglich Autor und Bürger zu trennen:

«Wir sollten erkennen, dass die Bereitschaft, unschöne, aber notwendige Dinge zu tun, nicht verpflichtet, die Überzeugungen zu schlucken, die mit diesen Dingen Hand in Hand gehen. Wenn der Schriftsteller sich in der Politik engagiert, sollte er es als Bürger, als Mensch tun, aber nicht als Schriftsteller (. . .) Was immer er sonst im Dienst seiner Partei leisten mag, schreiben sollte er niemals für sie (. . .) Wenn etwas Geschriebenes irgend einen Wert haben soll, muss es stets das Erzeugnis des kompromisslosen Ichs sein, das sich abseits hält, das Geschehen betrachtet, seine Notwendigkeit einsieht, aber sich über seine wahre Natur keinen Täuschungen hingibt.»

Doch solche Zitate, wie prägnant sie auch sein mögen, sind niemals Orwells ganze Wahrheit, sind nicht Axiome, die sich aus den tausenden Seiten, die er geschrieben hat, als ein Orwell-Brevier sammeln lassen. Denn George Orwell steht in Widerspruch zu vielem und vielen, und oft zu sich selbst. Auch darin ist er ein Unbequemer.

In einem Essay über Charles Dickens schreibt er: *«Ich habe hier Dickens einfach in den Begriffen seiner ‚Botschaft‘ diskutiert und seine literarischen Qualitäten beinahe beiseitegelassen. Doch jeder Schriftsteller, ins-*

besondere jeder Romancier hat seine ‚Botschaft‘, ob er das zugibt oder nicht, und sein Werk ist bis in die feinsten Einzelheiten davon beeinflusst. Alle Kunst ist Propaganda. Weder Dickens noch die Mehrzahl der viktorianischen Romanciers hätten das bestritten.»

Von einem anderen englischen Schriftsteller, Gissing, sagt Orwell: *«Sein Radikalismus ist äusserst diffus, doch man weiss, dass er vorhanden ist. Das ist der Unterschied zwischen einem Moralisten und einem Politiker. Er hat keine konstruktiven Anregungen zu bieten, nicht einmal eine klare Auffassung von der Gesellschaft, die er angreift, nur die gefühlsmässige Wahrnehmung, dass da etwas nicht stimmt.»*

Ob diese Charakterisierung nicht in gewissem Sinn ein Selbstporträt ist?

Dann wiederum lesen wir Orwells Essay über Tolstoi und stellen fest, dass Orwell Tolstoi viel höher schätzte als Dickens; seine Gestalten seien nicht so eindeutig geprägt, sondern in Wandlung, undefinierbar, weshalb sie in uns rätselhaft und unvergesslich weiterleben. Orwell rühmt an Tolstois Romanen, dass sie gegen den Strich seiner Überzeugungen, seiner «Propaganda» gehen.

So ist Orwell in geistiger Bewegung, er nuanciert, korrigiert sich. Er hätte mit Montaigne sagen können: *«Ich widerspreche mir oft, aber der Wahrheit widerspreche ich nie.»*

Totalitarismus – zwei Ansichten

Ein letztes Beispiel von Widerspruch betrifft Orwells Sicht des Totalitarismus. Im Roman «1984» erscheint ein allumfassendes Machtsystem als unschlagbar, als fähig, jeden Widerstand zu brechen, sogar aus der Seele des Nichtkonformisten auszumerzen.

Im Essay über James Burnhams Buch «Die Ära der Manager» – der einstige Marxist hatte die Vision des herrschenden Proletariats auf die Manager übertragen – nimmt Orwell dem Autor seinen Glauben an eine unbesiegbare Macht übel, sieht darin ein Symptom von Burnhams eigenem Kult der Macht – worin er nicht unrecht hatte.

«Burnham war unfähig zu sehen, dass die Verbrechen und der Wahnsinn des Naziregimes auf irgend eine Weise zu seinem Zusammenbruch führen müssen. Ebenso verhält es sich bei seiner neuen Bewunderung des Stalinismus. Es ist zu früh, um zu sagen, in welcher Weise das russische Regime sich selbst vernichten wird (. . .) Doch wird dieses Regime sich entweder demokratisieren oder es wird untergehen. Das gewaltige, unbesiegbare, ewig dauernde Sklavenregime, von dem Burnham zu träumen scheint, wird nicht erreicht werden und wenn, wird es nicht dauern, denn

Sklaverei ist nicht länger eine stabile Grundlage für menschliche Gesellschaften.»

Sollen wir nun Orwell mit dem extremen Pessimismus von «1984» identifizieren oder mit dem früheren Optimismus seiner Polemik gegen Burnham? Orwell war ein hervorragender Reporter, ein scharfer Beobachter, der unablässig reflektiert, räsoniert. Er geht sowohl Erfahrungen wie Möglichkeiten nach.

Der Romancier Orwell ist nicht nur in «1984» pessimistisch. Alle seine Romane kreisen um einen Menschen – mit einer Ausnahme Männer – dessen Hoffnungen zerschellen, dessen Versuche, sein Leben zu ändern, scheitern, dessen Revolten vergeblich sind. Diese Eigenart hat *J. R. Hammond* hervorgehoben, dessen Führer durch Orwells Werk hier als einziger Titel aus einer schier unübersehbaren Sekundärliteratur genannt sei¹.

Die Essays entsprechen in dieser Hinsicht den Romanen keineswegs; schon deshalb ist es unzutreffend, Orwells Romane als Essays mit Dialogen anzusehen. Orwells Stil ist stets unverkennbar, aber seine Gedanken sind niemals vorauszu sehen oder vereinfacht festzulegen. Deshalb passt zu Orwell nicht eine «Lesergemeinde». Was er bietet, das erwartet er auch vom Leser: Aufmerksamkeit und Widerstand. Er verweigert sich den Nachbetern ebenso wie jeder – derzeit recht skrupellosen – Instrumentalisierung.

Lob der Schlichtheit

Das Misstrauen des Intellektuellen Orwell gegen Intellektuelle, gegen ihre Fähigkeit, die Sprache zu manipulieren, hat als Kehrseite einen gewissen Populismus, eine Neigung, in den Traditionen und Reaktionen der «einfachen Menschen» mehr Vernunft, Redlichkeit, Instinktsicherheit zu finden als bei den so leicht in fanatischen Extremismus gleitenden Intellektuellen. Ob dieser Populismus damit zu tun hatte, dass Orwell ein Etonzögling war, die Herrschaftssprache sprach und auch durch die extrem asketischen Ansprüche an sich selber etwas erkennbar «Elitäres» an sich hatte? Seine Kritiker haben darauf hingewiesen, zum Beispiel *Anthony Burgess*, der mit einem «1985» vom Ruhm des von ihm geringgeschätzten Kollegen zehrte, aber zu denen gehört, die sagen: «*Erzählt mir nichts. Ich habe ihn ja gekannt.*»

Nun bringt jeder Schriftsteller irgendwelche besonderen Voraussetzungen mit. Sie hervorheben heißt nicht, ein Werk entlarvt oder kleingemacht zu haben. Es ist auch wahr, dass Orwell den Roman vom «*Grossen Bruder*» in Todesnähe schrieb, die seinen Ausblick verdüsterte. In Briefen an seinen Verleger Freddy Warburg weist er selber darauf hin. Doch wie

kommt es dann, dass so viele Funktionäre der Sowjetunion, der Volkdemokratien über Orwells Informiertheit staunten, über seine treffende Darstellung der Herrschaftsmechanismen, obwohl er nie in den betreffenden Ländern gewesen war? Das ist vielfach bezeugt worden, insbesondere von Czeslaw Milosz. Widerspruch kam bisher nur von Alexander Sinowjew, der noch stärker die Identität zwischen Unterdrückern und Unterdrückten in den Mittelpunkt rückt, zwischen Herrschaftsmechanismen und angenommenen Lebensformen. Doch Sinowjew spricht grundsätzlich jedem Westler und praktisch auch jedem Russen die Fähigkeit ab, so tiefe Einsichten zu besitzen wie er selber.

Was sind Ideologien für Orwell? Es sind Möglichkeiten, mittels der Sprache das Denken zu verhindern. Als solche nimmt er sie ernst, doch dahinter sieht er auch einen Willen zur Macht, der sich je nachdem dieser oder einer andern Ideologie bedient und eine innere Verwandtschaft entgegengesetzter totalitärer Ideologien. Die zahlreichen Botschaften Molotows an Persönlichkeiten des Dritten Reichs unterstrichen auch die Grösse von Hitlers System – das war vielleicht keineswegs unredlicher als die spätere Anrufung in der Stunde der Not der gemeinsamen demokratischen Prinzipien . . .

Durchgespielte Möglichkeiten

Orwell imaginiert in «1984» ein Zusammenspiel der drei sich bekriegenden Grossmächte. Für sie ist der Krieg das Mittel, um die Gesellschaft zu militarisieren und den Gehorsam im Zeichen des jeweiligen Patriotismus zu sichern. Der Wirklichkeit des Zweiten Weltkrieges entsprach diese Vision von einer funktionierenden Teilung der Welt im symmetrischen herrschaftsbefestigenden Hass nicht. Doch Orwell war weder Historiker noch Futurologe. Die Perspektive eines Schriftstellers, der Möglichkeiten durchspielt, kann nicht durch andere Erfahrungen oder Gewissheiten widerlegt werden. Ausserdem verhält es sich so, dass Orwell, auch wo er sich zu verrennen scheint, jeweils auf unbequeme Erkenntnisse stösst.

Die bedrohte Vergangenheit

In diesem Jahr wird Orwell vor allem als richtig oder falsch sehender «Zukunftsforscher» hingestellt. Das ist um so absurder, als er sich vor allem der Vergangenheit als in die Gegenwart wirkende Macht zuwendet. Wird sie weiterleben, wird sie durch Manipulation ausgelöscht oder verändert werden? Das ist das Hauptthema von «1984», konkretisiert im

ständigen Umschreiben und Neudrucken archivierter älterer Ausgaben und Zeitungen. Wer heute «Unperson» wird, war es schon immer.

Die Vernichtung der Vergangenheit, die Macht über das Gedächtnis, gilt Orwell als das entscheidende Merkmal des Totalitarismus, verglichen mit allen andern, auch autoritären, auch tyrannischen Regimes. Gleichzeitig fürchtet Orwell allerdings auch das Verschwinden des Privaten und des mit ihm verbundenen Schamgefühls. Doch muss beides zusammen-gesehen werden.

Der Mensch ohne Wurzeln, ohne Überlieferungen ist in Orwells Sicht nicht der freie, sondern der knetbare Mensch. Ohne Erinnerung weiss der Unterdrückte nicht, dass er unterdrückt ist. Ihm bleibt nicht einmal das Recht auf Unglück. Pessimismus ist verboten.

Orwell steht links, doch bekämpft er alle jene Fortschrittlichen, die meinen, man müsse die Vergangenheit wie Ballast abwerfen, um unbehindert und schnell voranzuschreiten. Es gebe unter diesen Umständen keine andere Gleichheit als die Auswechselbarkeit, keine andere Sprache als die Schablone.

Eben deshalb kämpft Orwell für die Rettung der Sprache als der Trägerin langer, auch unbewusster Erfahrung. So wird er der gegenwartsnahe, zukunftssträchtige, satirische Sprachkritiker, der Tendenzen wahrnimmt, Abwehrkräfte mobilisiert. Was aber Orwell von der Vergangenheit erwartet, das dürfen wir in bezug auf Orwell sagen: es ist fruchtbarer, zu ihm zurückzukehren, als einige seiner Sentenzen wie Pillen zu uns zu nehmen und dann – scheinbar – über ihn hinauszugehen.

Nach dem Welterfolg von «1984» wurde Orwell oft zur Ordnung gerufen, weil er nicht ohne eigene Schuld vom Antikommunismus vereinnahmt worden sei. Wenn aber heute in der Sowjetunion politische Abweichler als Geisteskranke diagnostiziert, eingewiesen, mit gefährlichen Medikamenten behandelt werden, so kommt es nicht darauf an, wer diese Praxis propagandistisch verwertet, sondern darauf, ob es sich tatsächlich so verhält.

Wer den schärfsten Kritiker der Schlagworte und Totschlagworte für einen Lieferanten solcher ansieht, sollte sich zuerst überprüfen, ob er selber mit Slogans operiert und ob er nicht Orwells Fähigkeit unterschätzt, in jeder Weise und nach allen Richtungen unbequem zu sein.

Überholt oder exemplarisch?

Heute wird «Orwell» wiederum in andere Zusammenhänge gestellt. Von einem deutschen «Orwellkalender» bis zur amerikanischen Aufsatzsammlung «1984 revisited», von Irving Howe herausgegeben, liegen zahllose

Bücher vor, die den Schriftsteller als Propheten der Technologie zeigen, die den «gläsernen Menschen» schafft. Das ist einseitig, aber noch keine Verfälschung. Ebensoviele Schriften wollen nachweisen, dass Orwells Vision für die vergangene Epoche Stalins und Hitlers galt, nicht mehr für die unsere. Er mag seine Zeit richtig beobachtet haben, aber für die jetzige gilt nichts davon. Das lässt sich bis zu einem gewissen Grad plausibel machen. Breschnjew, Andropow und sein Nachfolger sind nicht mehr der jeweilige «Grosse Bruder», der Liebe fordert und auch erhält – Stalin und Hitler sind ohne Folterung spontan «geliebt» worden. Die Sowjetführer sind farblose Vertreter einer bürokratischen Obrigkeit. Ihr Regime könnte als extremer Autoritarismus bezeichnet werden, nicht mehr als Totalitarismus. Doch so ganz will es mit dem «überholten Orwell» nicht klappen.

Da gibt es noch jene, die finden, dass Orwell angesichts der möglichen Vernichtung des menschlichen Lebens auf unserem Planeten noch viel zu optimistisch war, während umgekehrt andere im Blick auf die sich mobilisierenden Kräfte für den Frieden, den Widerstand, ihn als übertrieben pessimistisch abtun. Darüber zu richten ist wenig sinnvoll. Bemerkenswert ist vor allem, dass ein Autor der dreissiger und vierziger Jahre in diesem Masse prägend ist, dass er mit Für und Wider ein Bezugspunkt wurde, wie er es bisher nicht war.

Einen einsichtigen Aufsatz über Orwell hat *Kurt Meyer-Herzog* geschrieben, der zuvor die schottische Insel Jura besucht hat, auf der Orwell während seiner Krankheit fast bis zuletzt gelebt hat. Hier wird seine Eigenart treffend definiert:

«Für die Engländer bedeutet das Adjektiv ‚orwellsch‘ nicht bloss die Stimmung der düsteren Vision von ‚1984‘. ‚Orwellsch‘ meint vor allem die besondere Art seiner Essays, die sich durch eigene Erfahrung, humanes Denken, Sinn für Gerechtigkeit, ‚common sense‘ und moralische Unbestechlichkeit auszeichnen» (*«Basler Zeitung»*, 30. Dezember 1981).

Die Furcht vor Selbstgerechtigkeit, vor Schaffung eines «Feindbildes» bewegt viele Orwellkommentatoren, insbesondere in der Bundesrepublik – in Frankreich verhält es sich anders. Da wird nun die Vision des «Grossen Bruders» auf alles Erdenkliche bezogen, niemals auf kommunistische Führerstaaten wie etwa Rumänien, Albanien, Nordkorea. Eine der Seiten, die das *«Allgemeine Deutsche Sonntagsblatt»* dem Orwelljahr gewidmet hat, nennt die Kreuzzüge, die Inquisition, das jüdisch-christliche Gottesbild, das sei der schreckliche, alles sehende «Grosse Bruder». Der Verfasser des Beitrags, *Theo Wrege*, fragt sich, ob Juden und Christen für diese *«Entgleisung ihres Gottesbildes»* verantwortlich seien. Der Sprachkritiker Orwell hätte zunächst in dieser verunglückten Metapher eine Entgleisung des Autors festgestellt.

Doch liessen sich ebensogut fünfzig andere Beispiele geben. Wir wollen festhalten, dass Orwell nicht wie *Aldous Huxley* in «*Brave new world*» Gentechnik geahnt hat – ihn haben weit mehr Swifts Satire und die Zukunftsromane von H. G. Wells beeinflusst, ferner entscheidend *Arthur Koestlers* «*Sonnenfinsternis*», der Roman, der den Mechanismus der Geständnisse in den Schauprozessen psychologisch erhellte. Die Behauptung, dass die Kernkraft, die Computer, die Informatik eine Steigerung des Totalitären bedeuten, hätte der Beobachter totaler Staaten, die ohne all das auskamen, jedenfalls nicht unbesehen übernommen. Noch weniger hätte ihn beeindruckt, dass manche deutsche Politologen den Begriff «Totalitarismus» nicht mehr gestatten.

Mit Selbstgerechtigkeit, mit Feindbildern hat das bei Orwell nichts zu schaffen. Die psychologische Bereitschaft zur «*servitude volontaire*», die Verführbarkeit, die Ansätze zur systematischen Lüge, zum Verderben der Sprache – all das hat Orwell in seiner eigenen Welt beobachtet. Schliesslich spielen «*Farm der Tiere*» und «*1984*» in England.

Bei so vielen Missverständnissen und Missdeutungen wäre zu überlegen, ob 1984 nicht das Jahr eines Moratoriums sein sollte. Während des ganzen Jahres dürfte das Wort «*Orwell*» nur verwendet werden, soweit es sich auf George Orwells eigene Schriften bezieht. Dieser Wunsch ist freilich eine Utopie – aber wenigstens keine schwarze.

¹ J. R. Hammond A George Orwell Companion. A guide to the novels, documentaries and essays. Macmillan London 1982. Einführung, mit alphabetisch geordneten Stichworten, in Leben und Werk.

Der Diogenes Verlag veröffentlichte die Werke von George Orwell in 11 Bänden in Kasette.

Die Kenntnis der vier Bände «*Essays, Journalism and Letters*», London 1968 – keine Gesamtausgabe, jedoch eine umfangreiche Auswahl – bleibt die Voraussetzung für jede eingehendere Beschäftigung mit George Orwell.

Hans Boesch

Zuversicht

Lieber K., zum Thema «1984» kann ich Ihnen mitteilen, dass Orwell an unserem Institut für Pespektiven, Kasuistik und Zufallsforschung PKZ nicht mehr diskutiert wird.

Das ist gut so. Allzulange haben Autoren seines Zuschnitts, zu denen auch solche wie Samjatin, Wells, Pilnjak und Meadows zu zählen sind, die Welt mit ihren sauren Utopien kujoniert. Ganzen Generationen von Wissenschaftlern wurde der Blick in die Zukunft völlig unnötig und böswillig eingetrübt. Dabei müsste doch gerade dieser Blick einer sein – entschuldigen Sie den Romantizismus – der hinausgeht und hinein, verheissungsvoll, in ein weitoffenes und weitblühendes Tal von der Machart etwa eines Hans Thoma.

Stattdessen lastet das Bleigewicht der Schwarzseherei auf uns allen. Keiner schwingt sich mehr auf, ein Ikarus sozusagen, in paradiesische Gefilde, und lebt seine Triumphe der Weltbewältigung aus. Ein jeder hat sich auf seine Weise mit der Depression abgefunden, ja heimlich hätschelt er sie, wie alle subalternen Elemente eben irgendeine Knechtschaft hätscheln. Denn, so lautet der schamlos kleinbürgerliche Schluss, indem der Pessimismus unsern Aufschwung verhindert, bewahrt er uns auch vor dem Absturz. Ohne Eden, tröstet sich das Mittelmass, auch keine Apokalypse.

Dass sich die Abneigung gegen futuristische Höhenflüge ausgerechnet im Jahrhundert der Mondexkursionen durchzusetzen vermochte, ist allerdings grotesk genug. Denn noch nie wie gerade jetzt wurde derart schlüssig demonstriert, mit welcher wahrhaft mörderischer Präzision sich Aufstieg und Fall berechnen lassen – und wie risikolos sie somit geworden sind. Doch umsonst! Vertrauen lässt sich bekanntlich nicht erzwingen. Auch hier gilt: Der Beweis ist der Totengräber des Glaubens.

Jedenfalls – und da vermögen weder Süffisanz noch Rhetorik der Lehrstühle, weder Glamour noch selbstbespiegelnde Bescheidenheit unserer Geistesgrößen drüberhinwegzutäuschen – mit dem intellektuellen Nachwuchs haben wir eine ganze Meute kleinmütiger Zweifler herangezogen. Oder frei nach Gracq: Im Penthouse unserer Gesellschaft hockt eine Kaste, verwöhnt und genussvoll leidend, die ausser ihrem bisschen Aufstossen nichts, aber auch gar nichts zu bieten hat.

Und dabei wäre doch gerade eines vonnöten, nämlich: Zuversicht. Für alle. Für den Mann von der Strasse ebenso wie für uns. Spätestens seit Piaget weiss jede Kindergartentante, dass Zuspruch, dass Bestätigungen und Erfolgsquittungen für eine gedeihliche Entwicklung unerlässlich sind. Und jeder Biertischpolitiker hat erfahren, dass ohne Träumereien und Hoffnung nicht nur der einzelne Bürger, sondern das ganze Volk der Lethargie ausgeliefert ist. Lethargie aber führt unweigerlich zum Zerfall.

Genau hier stehen wir. Mit andern Worten: Wir brauchen eben Utopien, aber keine sauern, sondern süsse, verführerische. Nur ein Masochist und Volksfeind (um dieses längst aus der Mode gekommene Wort wieder einmal zu gebrauchen) kann das bestreiten. Und genau hier ist auch der Punkt, wo die neueren Arbeiten unseres Instituts, des PKZ, einsetzen. Aufbauende Arbeiten selbstverständlich, wie Sie, lieber K., mit Recht erwarten. Ausblicke in die Zukunft, die nicht nur die Herzen am Institut (Herzen? höre ich Sie fragen; eine für wissenschaftliche Örtlichkeiten etwas ausgefallene Formulierung, ich weiss; und ich wiederhole: Herzen! nicht ohne Absicht, haben doch gerade die vorerwähnten sauern Utopisten den mehr als biologischen Unsinn verbreitet, Wissenschaftler hätten üblicherweise keine. Dem gilt es entschlossen entgegenzutreten!), die also nicht nur die Herzen am PKZ, sondern diejenigen ganzer Landstriche höher schlagen lassen werden.

Und, K. – ich vermerke das nicht ohne einen gewissen angemessenen Stolz –, die Arbeiten sind dank unserer hervorragenden Spezialisten auch schon recht weit gediehen, jedenfalls so weit, dass wir an der endgültigen Durchsetzung der Projekte keinen Zweifel mehr zu hegen brauchen.

Davon habe ich Ihnen zu berichten. Vorerst jedoch haben Sie ein Anrecht darauf, die Randbedingungen kennenzulernen, von denen wir ausgehen. Es sind dies im Überblick: die Gewaltentrennung, die fraglose Demokratie und, schliesslich, die Geheimhaltung.

Zur Gewaltentrennung ist zu sagen, dass wir glauben, eine gewisse Fröhlichkeit und Unbeschwertheit, die als Voraussetzungen eines tragbaren Optimismus anzusehen sind, nur dann garantieren zu können, wenn alle höhern Mächte aus unseren Spekulationen ausgeklammert werden. Schon die alten Kulturvölker kümmerten sich wohlweislich wenig um die Affären und Quertreibereien der himmlischen Schickeria. Sie sahen die Welt der Götter als eine Art hochschwebendes und damit weitweg gerücktes Dach, unter dem sich – vorausgesetzt, man hatte ein paar Würste um die Dachstützen geschlungen – einigermassen ungestört ein Brot backen, ein Lied trällern und ein Brei löffeln liess. Und damit hatte es sich. Die Gewaltentrennung machte keinerlei Schwierigkeiten und zahlte sich aus.

Wenn wir im folgenden die Generäle und andern Machthaber von unsern Projekten ausschliessen, machen wir, abhold jeder modischen Ganz-

heitsbetrachtung, den genau entsprechenden horizontalen Schnitt. Oben bleibt oben; unten bleibt wo es ist. Indem wir aber in keiner Weise mehr auf das Gerangel um den grossen Druckknopf, der das Geschoss freigibt, eingehen, gewinnen wir unwillkürlich die Kraft und die Unbekümmertheit zurück, die ein menschenwürdiges Dasein erst ausmachen. Dank dieser unserer Gewaltentrennung tanzen wir unterm Baldachin fiktiver Raketenbahnen, vollkommen unbeeindruckt von den nekrophilen Phantastereien unserer neuen Götter, in eine Zukunft vergnüglicher Spiele, in eine befreite und befreiende Nomadenfröhlichkeit hinein.

Die zweite Randbedingung, die der fraglosen Demokratie, ist durch die Abtrennung der Überklasse zwar weitgehend erfüllt, bedarf aber doch einiger Bemerkungen.

So ist eine quasi reinbürgerliche Utopie unserer Meinung nach nur dann zu erreichen, wenn man ein paar aristokratische Restposten, die auch heute noch mit bemerkenswerter Zähigkeit verteidigt werden, entlarvt und umkehrt. Wir denken da weniger an das Einfamilienhaus, das sattsam bekannte Überbleibsel des einstigen Herrensitzes (mein Haus ist meine Trutzburg), als an den Individualismus überhaupt.

Der Individualist, bei näherer Betrachtung ein geradezu lächerlich anmassendes Rudiment Freiherrlicher Ungebundenheit, braucht, und das ist bei einer landesübergreifenden Projektion von Bedeutung, bei der heutigen Bevölkerungsdichte ganz einfach zu viel Platz. Denn er ist ja, Sie können das überall feststellen, das eigentliche Sperrgut unserer Gesellschaft geworden, der Wurzelstrunk sozusagen, der den Strom staut und hindert. Und also ist er der Reaktionär an sich, ein platzfressendes Nest von Widerhaken, das sowohl aus städtebaulichen wie aus allgemein entwicklungspolitischen Überlegungen höchst unerwünscht ist.

Dass ausgerechnet sogenannte progressive Kreise – Maler, Architekten, Schriftsteller und andere – sich der Anfechtungen des Individualismus nicht zu erwehren wissen, im Gegenteil ihnen immer wieder erliegen und sich pflichtvergessen und erfolgslüstern als Unika feiern lassen, kann nur betrüben. Dies besonders deshalb, weil hier, bei uns, jedermann von Kindsbeinen an beigebracht wird, wie rigoros unsere Alp- und Sömmerungsrechte seit je jeglichem Primadonntum den Riegel schoben, und weil gerade der Holzboden Schweiz täglich daran erinnert, wie tief verankert und begründet unser urdemokratischer Degout gegenüber allem geblieben ist, was den (einstmals?) beruhigend gleichförmigen Bürstenschnitt unserer Rekruten übersteigt.

Kurz, die überspitzt individuellen Forderungen obgenannter Kreise vermögen den Glauben an deren Fortschrittswilligkeit (und ich rede vom wirklichen, angemessenen und wahren Fortschritt!), trotz einiger begleiten-

der progressiver Gestik, nur zu erschüttern. So sind etwa die Einwände gegen den Wechsel vom Namensregister zum Nummernregister keinesfalls ernst zu nehmen, sondern als Überempfindlichkeiten – lies: mediengerechte Prüderien – einiger Schulmeister einzuordnen. Bestenfalls weisen sie auf eine geradezu kindliche Unkenntnis bezüglich der Sachverhalte hin. Ob ich mich nämlich im Hotel mit meinem Namen, mit Geburtsort und Geburtsdatum eintrage oder einfach meine Personalnummer hinterlege, kann in einer Zeit der Zentralcomputer wirklich nur noch auf dasselbe hinauslaufen. Meine so vielbesungene administrative Jungfräulichkeit ist durch AHV-Nummer, Militärdienst-Nummer, Bibliothekskarten-Nummer, Krankenkassen- und Patienten-Nummer sowie Sparkassen- und Warenhauskunden-Nummer ohnehin schon mehr als reichlich lädiert.

Zusammenfassend: Alle diese Erwägungen zeigen, dass durchaus kein Anlass besteht, die Stossrichtung unserer Untersuchungen zu ändern, vielmehr ergibt sich geradezu zwingend, dass unsere Forschungen auf der Nummernbasis als einer Basis der fraglosen Demokratie weiterzutreiben sind.

Die dritte der Randbedingungen, die der Geheimhaltung, ergibt sich ohne weiteres aus den dargestellten Umständen. Da unser Jahrhundert, obschon als aufgeklärtes gerühmt, noch immer im Magischen befangen ist, das heisst der Faszination der Zahl huldigt (oder ihren Fluch fürchtet), könnten bei unsorgfältiger Einführung der Personalnummer die grössten Schwierigkeiten erwachsen, die schlussendlich auch unsern gesamten futuristischen Entwurf zu gefährden vermöchten.

Vorsicht ist daher geboten. Und ich muss Sie, lieber K., um strikteste Diskretion bitten. Sie werden jetzt auch verstehen, dass ich Ihnen die Adressen der gynäkologischen und geburtshilflichen Abteilungen sowie der Tätowierungsexperten, die in unsern Vorstudien integriert sind, nicht bekanntgeben kann. Schon deshalb nicht, weil bereits Hunderttausende von Kindern und Halbwüchsigen (Stand 1984) mit unserer Personalnummer herumlaufen, selbstverständlich ohne das Geringste davon zu ahnen. Sie alle sollen nicht durch die Nennung ihrer Kliniken verunsichert werden und damit unsere Tests, in die sie – logischerweise auch ganz ohne ihr Wissen – eingebunden sind, verfälschen. Schliesslich hat jeder Bürger ein Anrecht auf eine unbedrängte Entwicklung.

Damit sind die Randbedingungen, Verehrtester, genügend breit dargelegt, und ich kann zum eigentlichen Inhalt des Projektes kommen.

Die Ausgangslage war so simpel wie möglich. Das PKZ stand ganz einfach vor der Frage, wie sich die nächsten Generationen durchs Leben schlagen würden und wie dieses Sichdurchschlagen einigermaßen menschenwürdig zu gestalten wäre. Wir hatten dabei die Tatsache zu akzep-

tieren, dass das einmal angerissene Bündel von Nomadengenerationen uns noch etliche Jahrzehnte der motorisierten Heuschreckenschwärme und Vogelzüge zu beschern sich anschickt, das heisst, dass kein Ende des verrückten Umherrennens und Umherirrens, das sich Reisen nennt, abzusehen ist.

Wenn aber, so postulieren wir, aus welchen Gründen auch immer, gereist werden muss, so soll der Reisende doch möglichst unbeschwert reisen können. Eine schlicht menschliche Forderung, möchte ich meinen. Dementsprechend muss aber auch die Ausrüstung des Reisenden beschaffen sein (leicht also), und entsprechend bequem sind Weg und Aufenthaltsort zu gestalten – als ein eindeutig ins Positive gekehrter Stationenweg sozusagen.

Die Erfüllung all dieser Forderungen setzt voraus, dass man die notwendigen Kenntnisse besitzt. Verhalten und Wunschvorstellungen der zukünftigen Bürger sind daher zu berücksichtigen. Hier nun stellt die von uns eingeführte Personalnummer eine geradezu ideale Hilfe dar.

Wir haben uns alle bereits daran gewöhnt, dass schon jetzt ein jeder von uns seine paar Dutzend Nummern mit sich herumträgt. Kunden-Nummer des Warenhauses A, Kunden-Nummer des Warenhauses B, Nummer für die Benzintanksäule, Nummer für das Bankkonto, usw. Wenn einer seine Nummer vergisst oder verlegt, ist er hilflos, ja geradezu ausgeliefert, gefährdet. Mein Zahnarzt zum Beispiel schickt mich unverrichteter Dinge nach Hause, wenn ich das Etikett mit meiner Patienten-Nummer mitzubringen unterlasse; denn ohne die Nummer ist ihm der Einstieg in seine Computerkartei verwehrt. Nicht nur hat er keinen Zugang zu meinem Zahninventar und zu früheren Befunden, auch Rechnungstellung und Inkasso sowie die ganze Lager- und Steuerbuchhaltung sind blockiert. Nicht auszu-denken, was bei einer Einlieferung als Notfall in den Kantonsspital (ohne kantonale und kassenseitige Nummerplaketten) geschehen müsste. Und so ist denn jeder gezwungen, eine ganze Kartonschachtel voller Plastiketiketten mit Computer-Codes herumzuschleppen. Ein Umstand, der dem angenehmen und unbeschwerten Reisen nur hinderlich sein kann.

Höchste Zeit demnach, all den Unsinn durch eine einzige persönliche Nummer zu ersetzen, und zwar durch eine, die von Grönland bis zur Karibik gilt, und die bei einer Motorradpanne ebenso hilft wie bei der Bereitstellung von Blutplasma, beim gewöhnlichen täglichen Hunger ebenso wie bei Dürrekatastrophen und bei Parkplatzbussen. Eine, die unser Salärkonto ebenso überwacht wie sie die Steuerrechnung erstellt und die Steuer auch gleich entrichtet, ohne unser Zutun. Eine, die uns vollständig entlastet, leicht macht, schwebend geradezu – ganz abgesehen vom Pappkarton mit Codes, den wir nicht mehr mitzutragen brauchen.

Unsere Freizeit wird allein schon dadurch merklich an Qualität und Um-

fang gewinnen, dass wir unsere Buchhaltungen vergessen dürfen. Aber nicht nur das. Auch die Administration, und zwar die staatliche wie die übrige, wird zu einem Nichts zusammenschrumpfen. Eine Rechenmaschine von der Grösse etwa des Gerätekastens unserer Strassenwärter wird die Personalnummern des ganzen Landes überwachen, und sie wird gleichzeitig die Wehrsteuer einziehen, die Subventionen zuteilen, das Militärbudget verwalten, kurz: sie wird die Eidgenossenschaft betreuen.

Ist tatsächlich möglich, lieber K. Keine administrativen Dschungel mehr! Keine Formulare! Kein Dienstbüchlein! Nicht einmal mehr Richter und Gerichte; denn das Recht, wie kein anderer Bereich für maschinelle Ja/Nein-Entscheidung geeignet, wird selbstverständlich mitgeliefert und mitgefällt. Die Paläste der Versicherungen und Banken werden leerstehen. Wie sollen die ganzen aufgeblasenen Hierarchien beibehalten werden, wenn ein paar fingernagelgrosse Plättchen die Policen und Konten der halben Erdkugel zu fassen vermögen?

Hier nun können Sie, mein K., auch mit Leichtigkeit feststellen, welche Berge von Bocksmist sich türmen, wenn saure Utopisten sich in Projektionen versuchen, von denen sie keine, aber auch nicht die geringste Ahnung haben. Angesichts des kläglichen Rests, zu dem die Administration eingesackt ist, angesichts der vorerwähnten Werkzeugkiste eines Strassenarbeiters, in die alle Steuerämter und Polizeidirektionen, alle Krankenkassen und Steckbriefe verpackt werden können, müssen die Visionen eines k. und k. Versicherungsassessors, die ein lebenslanges Waten in verrotteten Schlössern und Justizkanzleien vorhersagten, als unbestritten steinzeitlich eingestuft werden. Und Orwell, Ihr Orwell, aus einer Zeit stammend, da die Mikrophone eher Kohlebergwerken glichen als Kommunikationshilfen, die Photoapparate und Linsensysteme der Beobachter ohne weiteres als Taubenkäfige hätten dienlich sein können, Orwell mutet mit seinem Grossen Bruder schon reichlich mittelalterlich an. Vogelscheuchen aus blossem Weltschmerz jedenfalls werden uns nicht mehr aufhalten.

Das Gegenteil der sauern Voraussagen wird eintreffen! Freilich werden noch einige Widerstände zu überwinden sein. So verschwören sich die Programmierspezialisten der ganzen Welt gegen jegliche Vereinfachung im Computersektor. Begreiflich. Sie wollen ihre Posten behalten. Und so bringen sie es zuwege, dass die Heere der Angestellten gerade infolge der Computereinführung ständig anwachsen. Ganz einfach deshalb, weil die Rechenprogramme so verwirrt und boshaft undurchsichtig gestaltet werden, dass deren Koordination von vorneherein unmöglich bleibt.

Doch unsere Arbeit wird hier Remedur schaffen. Die Staatsoberhäupter und Verwaltungsräte werden zum Zentralcomputer greifen. Und sechzig bis siebzig Prozent unserer Stellen – der ganze Dienstleistungssektor – werden

sich als überflüssig erweisen. Infolge dieser Einsparung wird die Freizeit im Durchschnitt unvorstellbar zunehmen. Ganz abgesehen von den Robotern, die auch im Industriesektor und in der Landwirtschaft für Entlastungen sorgen werden. Denn, lieber K., die USA und Kanada werden ohne einen einzigen Mann gepflügt werden, Flugstunden weit wird ohne Bauer ausgesät und geerntet, gedroschen. Der Mensch ist endlich und endgültig von der unwürdigen Arbeit in der Furche, Acker hinauf und Acker hinunter, entbunden. Und der entbundene Mensch wird unweigerlich sich auf den Pisten der Fahrenden, der Weltentdecker einfinden. Er wird reisen.

Und dass er sich dabei wohlfühlt, das gerade ist wiederum eine Aufgabe der Personalnummer. Unsere Ansprüche, die wir an sie stellen, sind denn auch entsprechend hoch. Denn der kollektive Gang in die Zukunft soll ja etwa von derselben Leichtigkeit und Beschwingtheit sein, wie sie von Hodler im Gang in die Ewigkeit oder auch von Philipp Otto Runge vermittelt werden. Blütendurchwirkt demnach, schwebend. Ob mit oder ohne Gewandung, das können wir getrost der Zukunft überlassen. Jedenfalls ganz ohne Last. Das ist auch der Grund, weshalb uns schon eine einzelne Nummernplakette als ein Zuviel erscheint. Wie soll sich der Mensch vergessen können, solange noch irgend etwas Irdisches an ihm hängt?

Also haben wir nach Mitteln und Wegen gesucht, um auch auf das Metallplättchen oder Plastikplättchen mit der Personalnummer verzichten zu können. Unverlierbar wie die Seele soll dem Fahrenden seine Nummer eingeprägt sein. Er soll mit ihr ins Wasser steigen oder in den Schlaf sinken können, ohne daran zu denken, ja ohne davon zu wissen.

Und so kamen wir auf die Tätowierung. Nichts wesentlich Neues, ich gebe es zu. Vorbilder sind, wie Hohler zeigt, in allen Warenhäusern und Discountgeschäften zu finden. Nämlich: Wir tätowieren die persönliche Nummer als winziges Strichtäfelchen, ähnlich denen auf den Preisetiketten der Waren, in die Fusssohle (genau: in die Ferse) ein.

Die Tätowierung wird bei der Geburt vorgenommen. Das ist auch der Grund, weshalb wir die Geburtsabteilungen einiger Universitätsspitäler und Landkliniken um Mithilfe angehen mussten. Schliesslich waren auch die Experten für Tätowierungen beizuziehen. Einmal wegen der Tätowier-technik an sich, dann aber vor allem, weil die Eintragung völlig unsichtbar zu bleiben hatte. Eine farblose Tätowiertinte musste entwickelt werden und beschäftigte uns jahrelang. Viel Aufwand, zugegeben, aber eine Massnahme, die bei der Aufmerksamkeit der jungen Mütter unerlässlich war. Dann, vor nunmehr siebzehn Jahren gelang es, die erste Personalnummer absolut einwandfrei, haltbar, leserlich und doch unsichtbar in die Fusssohle eines Neugeborenen einzuprägen.

Wenn das Kind sich über eine Schwelle hin bewegte, wurde die Nummer

unweigerlich durch den Detektor abgelesen und registriert. Seitdem haben wir mehr als vierhunderttausend Babies bearbeitet. Die Mütter blieben völlig arglos. Damit konnten auch alle Proteste, die aus der Ecke der Ewigbesorgten zu erwarten waren, vermieden werden. Das Geheimnis wird erst gelüftet, wenn die Resultate so unübersehbar und unbestreitbar positiv geworden sind, dass sich keine Gründe gegen das Projekt mehr vorbringen lassen.

Wir haben, lieber K., sozusagen von den Ornithologen gelernt. Wir wissen heute genau, wo der Mensch, wo die Menschheit hinzieht. Denn natürlich haben wir überall, an den Staatsgrenzen, auf Bahnhöfen, bei Schulen und sogar auf Berggipfeln Schwellen eingebaut, die alle Passanten samt ihren Nummern an den Zentralcomputer zurückmelden. So können wir jederzeit genau angeben, wo wieviele und welche unserer (vorläufig noch jungen) Mitbürger sich aufhalten. Wir kennen die Trends und die Geschwindigkeiten der Ortsveränderungen. Wir wissen, wieviele männliche, wieviele weibliche Mitglieder unserer Gesellschaft sich auf irgendeinem Hügel, in irgendeinem Strandbad, in irgendeinem Haus befinden.

Und wir können daraus die Bedürfnisse ableiten. Wir wissen, wieviele Würste wir auf den Berg zu schicken haben, um die Verpflegung sicherzustellen. Wir wissen, wieviele Eisenbahnzüge bereitzuhalten sind, um den Rücktransport zu garantieren. Und dank der Personalnummer wissen wir auch genau, wohin die Leute zu transportieren sind. Denn die Nummer gibt uns laufend Auskunft über das Domizil des zu Betreuenden.

Für die Zukunft heisst das, dass die altväterisch-umständliche Abschlepperei mit Rucksäcken, Koffern und Woldecken ein für allemal vorbei sein wird. Solche Dinge werden vollkommen selbsttätig an den Ort des Ausflugs geleitet. Die Verpflegung wird, unbekümmert wie in Müllers Schlaraffia, jederzeit an irgendeinem Ort eingenommen werden. Mit der Nummer des Verbrauchers, respektive des Gastes, wird gleichzeitig die Artikel- und Mahlzeiten-Nummer rückgemeldet und sofort mit dem Salärkonto oder dem Sparkassenguthaben verrechnet.

Analog können Einkäufe erfolgen, Theaterbesuche, Eintritte in Nachtclubs und in politische wie unpolitische Veranstaltungen. Die Geldbörse ist unnötig. Zentralregistratur macht sie überflüssig. Und damit wird – was besonders positiv zu vermerken ist – auch der Sicherheitsfaktor automatisch erhöht. Denn Überfälle zwecks Beraubung werden in einer Welt ohne Börsen unsinnig und daher auch unwahrscheinlich. Die Erfahrungen mit den Reisechecks bestätigen das. Schlimmstenfalls würde die Nummer des Delinquenten mitregistriert. Seine Spur lässt sich überallhin verfolgen. Sie ist dank unserer Detektoren nicht zu verwischen und bleibt aufgezeichnet für alle Zeiten. Schlechte Aussichten, lieber K., für Querschläger.

Aus der Art der Bewegungen, aus der Dauer und Regelmässigkeit der Aufenthalte werden wir Sinn und Gesinnung des einzelnen Betreuten wie seiner Freunde, Kollegen, Stammesgenossen ableiten können. Und wir werden uns, falls nötig, entsprechend vorzusehen wissen.

Sicher ist, und das ist der Punkt, auf den ja alles hinaus will, hindrängt: Der Mensch unserer Projektion wird sich vollkommen unbeschwert, körperlich und seelisch frei in die Gefilde eines frühlingsleichten, duftenden, sozusagen göttlichen, zumindest paradiesischen Seins hineinbewegen können. Das ist es, was wir anstreben, was übrigens stets von allen verantwortungsbewussten Führungsgremien angestrebt wurde. Und es ist dies, mein K., eben nichts weniger als die aufwärtsgerichtete, strahlende und sogenannte süsse Utopie. Eine Gegenwelt zur miesmacherisch-sauern. Eine Konfrontation, eine Kampfansage zugunsten einer Sache, für die es sich wahrhaft zu kämpfen lohnt.

Und wir sind zuversichtlich!

Unterdessen: Ihr (*unleserlich*) PKZ.

Sprüngli
AM PARADEPLATZ

Die neue Nr. 1 in Zürich
**Pralinés
Number One**
von Sprüngli

Hauptbahnhof Zürich Shop-Ville Stadelhoferplatz
Shopping-Center Spreitenbach
Einkaufszentrum Glatt Airport-Shopping Kloten



**Es ist beruhigend,
vernünftig versichert zu sein.**

Bitte reden Sie mit uns.

winterthur
versicherungen

Immer in Ihrer Nähe.